

Bernd W. Seiler

## Keine Kunst? Um so besser!

### Über die Erinnerungsliteratur zum Dritten Reich

Nichts ist für die heutige Situation der fiktionalen Literatur bedeutsamer, nichts greift tiefer in ihr Verhältnis zur Realität ein als die Tatsache, daß von immer mehr Menschen Selbstzeugnisse erscheinen. Briefe, Tagebücher, Memoiren, Erlebnisberichte – was lange Zeit nur von Prominenten zugänglich war, erreicht uns heute zunehmend auch von Unbekannten. Wo aber die Erlebenden selbst und unverstellt von ihren Erlebnissen berichten, sind Fiktionen überflüssig bzw. müssen, um bestehen zu können, mehr sein als biographische Mimikry. Der Roman, soweit er 'Literatur' sein will, hat darauf auch längst reagiert. Mehr denn je betont er statt seines Mitteilungs- seinen Kunstcharakter, ersetzt also seinen Mangel an originärer Information durch den immer virtuosereren Gebrauch der erzählerischen Mittel. Ob diese Entwicklung wirklich so unbegrenzt weitergehen kann, wie man derzeit noch unterstellt, kann hier offen bleiben – allzu viele folgen jenen Erzähl-Experimenten ja schon heute nicht mehr. Nur der Zusammenhang als solcher sollte unstrittig sein, zumal man ihn jüngst noch einmal wie in einer Zeitraffer-Aufnahme an dem Bedeutungsverlust beobachten konnte, den gleichsam über Nacht die DDR-Literatur erlitten hat. Lange Zeit allein erzählberechtigt (und deshalb gern für einen höheren Kulturzustand in Anspruch genommen), ist mit der neuen Mündigkeit auch sie vom authentischen Erzählen eingeholt worden, und mit jedem weiteren Bericht, der über Flucht-, Stasi- und Wende-Schicksale jetzt erscheint, wird unwahrscheinlicher, daß Romane der alten Art zu solchen Schicksalen noch entstehen.

Daß die Literaturwissenschaft auf diesen Prozeß hinreichend aufmerksam reagiert, kann man freilich nicht sagen. Nicht nur gibt es immer noch die Tendenz, unter 'Literatur' nur fiktionale Texte zu verstehen, man nimmt auch die Formen des fiktionalen Erzählens so sehr zum Zeichen für literarische Qualität an sich, daß die eher traditionell formulierte authentische Literatur von vornherein in Verdacht steht, nichts zu taugen. Man *könne* heutzutage gar nicht mehr einfach und geradezu erzählen, wird dazu in blindem Dogmatismus (oft mit Adorno begründet) schlankweg behauptet, während tatsächlich eben nur die Fiktion dies nicht kann

und das authentische Erzählen sehr wohl noch so funktioniert. Damit aber besteht die Gefahr, daß ein großer Korpus erzählender Texte, der in manchem im Lektüreangebot überdauern wird, aus der literarischen Urteilsbildung einfach herausfällt. Das Leserurteil wird sich davon zwar kaum beeinflussen lassen, doch wem der Gedanke der öffentlichen Mitsprache in Kulturangelegenheiten für unsere Wissenschaft noch nicht ganz fremd ist, kann damit nicht zufrieden sein. Es soll daher hier am Beispiel der Erinnerungsliteratur an das Dritte Reich einmal überlegt werden, welche Bedingungen solche Texte erfüllen müssen, um in diesem Sinne überlieferungsg geeignet zu sein, oder – was dasselbe meint – um sie für literarisch halten zu können.

Zunächst jedoch: Um Werke welcher Art geht es? *Erinnerungen* – herkömmlich auch *Memoiren* genannt – sind Lebensrückblicke, in denen das eigene Leben so deutlich auf öffentliche bzw. gesellschaftliche Verhältnisse bezogen wird, daß entweder diese Verhältnisse selbst oder die Rolle des Erzählers in ihnen im Mittelpunkt der Darstellung stehen. Damit unterscheidet sich dieser Texttyp zunächst einmal von der Autobiographie, der es vorrangig um die Darlegung privater, innerer Erfahrungen geht, d.h. im wesentlichen um die Herausbildung und Entwicklung der eigenen Identität.<sup>1</sup> Der 'klassische' Memoirentyp beginnt deshalb auch zumeist erst, wo die Autobiographie endet: beim Eintritt in das Erwachsenenleben bzw. der Übernahme einer markanten öffentlichen Aufgabe. Die unausgesprochene Voraussetzung dieser Grenzziehung ist allerdings, daß man es mit 'normalen' Entwicklungsbedingungen zu tun hat, d.h. der junge Mensch zunächst einen nach außen hin unauffälligen persönlichen Werdegang durchläuft, bevor er in gesellschaftlich repräsentative Erfahrungen eintritt. Daß dies nicht für alle Zeiten gleich gilt oder nicht gleichermaßen für jeden zu jeder Zeit, kann man sich freilich ausmalen, und ein Titel wie *Memoiren eines Kindes*, die Nachkriegserlebnisse eines Mädchens im zerstörten Berlin behandelnd, macht es in seinem unangepaßten Begriffsgebrauch demonstrativ deutlich.<sup>2</sup>

Jürgen Lehmann hat deshalb die herkömmliche Einteilung auch verworfen und eine Unterscheidung solcher Selbstzeugnis-Texte nach dem in ihnen vorherrschenden Aussagemodus, nämlich nach 'Bekennen', 'Erzählen' und 'Berichten' vorgeschlagen.<sup>3</sup> Dies ist – auch im Sinne einer historischen Folge – in der Tat vertretbar, nur werden sich die traditionellen Textbezeichnungen damit nicht verdrängen lassen. So erscheint es sinnvoller, den Texttyp der Memoiren, der immer etwas von Prominenten-Plauderei hat, und den der Lebenserinnerungen voneinander zu trennen und mit diesem den mehr gesellschaftlich ausgerichteten Typus 'unpromi-

nenter' autobiographischer Literatur zu bezeichnen. Denn natürlich, je weniger bekannt ein Verfasser solcher Erinnerungen ist, desto mehr wird ohnehin seine Lebensschilderung, soll sie von öffentlichem Interesse sein, ein gesellschaftlich Allgemeines erfassen müssen. Den entgegengesetzten Typus, die Autobiographie, erklärt man damit allerdings zu einer verhältnismäßig seltenen Erscheinung, aber es ist ja wohl auch nicht zu erwarten, daß persönliche Entwicklungserfahrungen beständig so neuartig gemacht werden, daß ihre Mitteilung – auch angesichts der Befunde der Psychologie – Mal um Mal wieder lohnt. Wenn Wolfgang Paulsen, nur um diese Gattung für das 20. Jahrhundert fortschreiben zu können, selbst eine so ersichtlich fiktionale Konstruktion wie Uwe Johnsons *Jahrestage* noch zu ihr in Beziehung bringen muß, sieht man im Grunde auch, wie schmal die Textgrundlage hier geworden ist (d.h. genau genommen immer schon war).<sup>4</sup>

Abzugrenzen sind die Lebenserinnerungen aber auch noch gegen eine andere Textgruppe, nämlich gegen die auf den Lebensprozeß verhältnismäßig direkt bezogenen Formen von Brief und Tagebuch. Zwar können auch solche Zeugnisse 'Literatur' sein, d.h. können auch hier Werke entstehen, die es wert sind, im Gedächtnis behalten und an die nachfolgenden Generationen weiterempfohlen zu werden, aber den Literaturwissenschaftler gehen sie doch nur bedingt an. Anders als Memoiren oder Erinnerungen sind sie zumeist keine gestalteten Einheiten, müssen also auch nicht im ganzen aufgenommen werden, um in ihren Intentionen verständlich zu sein. Wo aber auch jederzeit eine partielle oder selektive Lektüre möglich ist und befriedigen kann, hat eine auf das Ganze bezogene Qualitätsbestimmung keinen Sinn. Das gilt für das *Tagebuch der Anne Frank* in seiner 1988 vollständig edierten Form nicht anders als für den 1992 herausgegebenen Briefwechsel Dietrich Bonhoeffers mit Maria von Wedemeyer (*Brautbriefe Zelle 92*), und es gilt – ungeachtet des derzeit dazu verbreiteten Urteils – auch für die jüngste editorische Leistung auf diesem Gebiet: Walter Kempowskis Dokumentarwerk *Das Echolot* (1993). Zwar zeigt diese Zusammenstellung von Selbstzeugnissen aus dem Kriegswinter 1943 durchaus eine gewisse Gestaltung, doch das Ergebnis mit seinen 3000 Seiten noch der Literatur zuzurechnen, gar eine der bedeutendsten Literaturleistungen unseres Jahrhunderts darin zu sehen<sup>5</sup>, ist abwegig. Die Leistung von Literatur war es einmal und wird es auch bleiben, uns die Welt exemplarisch zu zeigen, 'Dichtung' auch im Sinne von 'Verdichtung' zu sein, und das ist bei solchen Umfängen einfach nicht mehr gegeben. Wenn Kempowski inzwischen ein weiteres solches Werk zum Kriegsende 1945 angekündigt hat und Spötter bereits witzeln, danach

müsse es unbedingt eine vierzigbändige Sammlung von Stasi-Akten sein<sup>6</sup>, so sieht man auch, worauf diese Mammutproduktion hinausläuft. Letztlich handelt es sich dabei um eine Erscheinung der Überflußgesellschaft. Unter der Voraussetzung eines Überflusses an Zeit und Geld (350 Mark!) wird dem Leser hier ein Überfluß an Material dargeboten, und wenn es mit seiner Zeit dann doch vielleicht nicht so weit her ist, macht das auch nichts. Man müsse gar nicht alles lesen, haben selbst die Bewunderer der *Echolot*-Sammlung eingeräumt, ohne indessen zu bemerken, wie total sie deren Werkcharakter damit infrage stellt.

Wodurch nun aber werden Lebenserinnerungen literarisch und welche über die Zeit des Dritten Reiches zeichnen sich in diesem Sinne aus? Vier Kategorien sind es, mit denen im weiteren argumentiert werden soll, und zwar mit der Intention, daß 'Literatur' nur vorliegt, wenn sie alle vier befriedigend ausgefüllt sind. Es sind dies die Kategorien:

1. Erlebnisreichtum
2. Aufrichtigkeit
3. Ausdruckskraft
4. Persönlichkeit

Dabei ist der Erkenntnisweg natürlich umgekehrt der gewesen, daß zunächst die überzeugenden oder enttäuschenden Beispiele vorgelegen haben und ihnen erst danach diese Kategorien abgewonnen worden sind. Ihre Brauchbarkeit müßte sich nunmehr aber auch unabhängig von ihnen bzw. auch an anderen als den hier herangezogenen Beispielen erweisen, oder – falls man sie an ihnen nicht erfüllt sieht – auch sogar gegen sie.

### 1. Erlebnisreichtum

Daß Lebenserinnerungen ohne den Stoff bemerkenswerter Erlebnisse nicht befriedigen werden, müßte nicht besonders gesagt werden, bezeichnete es nicht noch einmal den Unterschied zur Autobiographie. Diese bedarf des ungewöhnlichen Erlebnisumfangs im Grunde nicht, da hier der Schwerpunkt auf der inneren Entwicklung liegt, bzw. es wird umgekehrt ein gewöhnliches Leben nur dadurch öffentlich mitteilenswert und interessant, daß es besonders genau, besonders sensibel geschildert ist. Andererseits muß der Stoff von Lebenserinnerungen aber doch an die gewöhnliche Erfahrung anschließbar bleiben, weil sonst auch dies sie dem autobiographischen Typus annähern würde. Denn je 'besonderer' die Erleb-

nisse eines Menschen sind, desto mehr müßte sich der Blick ja auf deren innere Verarbeitung richten, die für den darin Unerfahrenen das einzig Nachvollziehbare wäre. Der autobiographische Typus neigt deshalb auch immer dazu, mehr menschlich-allgemein als zeitgeschichtlich aufschlußreich zu sein, während Lebenserinnerungen, denen neuer Stoff fortlaufend wächst, durch ihn auch nur gerechtfertigt sind, d.h. leicht unergiebig oder langweilig werden, wenn sie zu wenig davon ergreifen.

Darüber hinaus muß es sich aber auch um ein aktives, selbstbestimmtes Leben handeln und nicht nur um reine Leiderfahrung. Der Mensch, heißt es in Schillers Schrift *Über das Erhabene*, sei seinem Wesen nach durch Freiheit bestimmt, "Gewalt hebt ihn auf", und so ist die Schilderung von Lebensphasen bloßer Unmündigkeit, Unterdrückung, Ohnmacht auf die Dauer wenig ergiebig. Hinsichtlich der Zeit des Dritten Reiches gilt dies vor allem für die zahlreichen Darstellungen von Krieg, Gefangenschaft und Haft, die selbst in ihren individuellsten Zeugnissen kaum über die Generation der Mitbetroffenen hinaus beachtet bleiben werden. Otl Aichers *Innenseiten des Kriegs* (1985) z.B. wären hier zu nennen, wenn schon sie zusätzlich auch an einer gewissen Über-Ambitioniertheit des Stils leiden, oder auch Albert Speers einmalig erlebnisgenaue *Spandauer Tagebücher* (1975). Denn obwohl dieser Haftbericht (ein aufzeichnungsgetreu ediertes Tagebuch ist es nicht) mit einer Vielzahl von Erinnerungen an des Verfassers aktive Lebenszeit durchsetzt ist, stellt die darin geschilderte zwanzigjährige Haftzeit einfach eine so extreme Passivitätserfahrung dar, daß man ihren Nachvollzug doch zuletzt als unergiebig empfindet. Und nicht anders ergeht es einem mit der Vielzahl erzählter KZ-Schicksale oder der in der immer gleichen Ohnmacht erlebten Dramatik der Frontereignisse.<sup>7</sup> Die Mitteilung solcher Prüfungen bleibt für ein Normalleben letztlich unverwendbar, so politisch notwendig sie zunächst für deren künftige Verhinderung auch sein mag.

Es ist nur scheinbar ein Widerspruch, wenn unter den hier näher zu betrachtenden Erinnerungswerken zwei aus der Perspektive der Opfer dennoch einbezogen werden sollen: Inge Deutschkrons *Ich trug den gelben Stern* (1978) und Ruth Klügers *Weiter leben* (1992). Beides Bücher von Jüdinnen, die eigentlich nur durch Zufall überlebt haben, wird von beiden die Verfolgung jedoch nicht nur erlitten, sondern ihr auch eigenes Handeln entgegengesetzt. Bei Inge Deutschkron, Jahrgang 1922, die in Berlin teils versteckt, teils unter falschem Namen überlebt hat, sind es die wechselnden Situationen ihres Untergrund-Lebens, die ihr als Stoff zur Verfügung stehen und in denen sie sich einen Teil ihrer Freiheit bewahrt hat. – Bei Ruth Klüger, von 1942 bis 45 in den Lagern Theresienstadt, Aussch-

witz und Groß-Rosen inhaftiert, ergibt sich die Selbstbewahrung aus der Tatsache, daß sie – 1931 geboren – zu jener Zeit noch ein Kind war und die von außen gekommene Entmündigung sie damit noch gar nicht voll traf. Indem sie erzählt, wie sie noch der ungeheuerlichsten Bedrohung ihre eigenen kindlichen Behelfe entgegensetzt, erkennt man vielmehr, wie vergleichsweise unverletzbar das Kind in seinem natürlichen Fatalismus gegenüber dem Erwachsenen in einer solchen Lage ist, und dies wiegt die Erfahrung der Hilflosigkeit mehr als auf. Das eigentliche Trauma dieses Lebens ist denn auch nicht, wie noch zu zeigen sein wird, die Inhaftierung, sondern der Verlust des Vaters, so daß selbst diese extremste Leidge-schichte zu einer allgemein nachvollziehbaren Erfahrung hinführt.

Von der Sonderproblematik reiner Leidmitteilungen abgesehen, hat man mit dem Erlebnisumfang in den meisten der Erinnerungen an das Dritte Reich jedoch kein Problem. Die Politik hat in jener Zeit so tief in das Alltagsschicksal der Menschen eingegriffen, daß es an dramatischen Konstellationen von allgemeiner Bedeutung selten mangelt. Nächst den Opfern gilt das jedenfalls für die 'Täter', wenn dieser Begriff hier verallgemeinernd für alle diejenigen gebraucht werden darf, die sich aktiv auf den Nationalsozialismus eingelassen haben. Auch aus diesem Umkreis sollen deshalb zwei Beispiele einbezogen werden: Henriette von Schirachs *Der Preis der Herrlichkeit* (1956) und Melita Maschmanns *Fazit* (1963). Henriette von Schirach, Jahrgang 1913, hatte zwar kein politisches Amt, gehörte aber als Tochter des Reichsjugendführers und späteren Reichsstatthalters von Wien zu Hitlers engster Umgebung und hat insofern in dieser Zeit übergenuß erlebt. Melita Maschmann, geboren 1918 und Tochter eines gutsituierten Berliner Geschäftsmannes, war hingegen eigenständig politisch aktiv, und zwar in der Hitlerjugend, der sie sich mit grenzenloser Hingabe verschrieb. Nach längerem Einsatz für den Arbeitsdienst brachte sie es hier bis zur Mitarbeiterin des Reichsjugendführers Axmann und brauchte nach dem Krieg Jahre, bevor sie die Bindung an diese Zeit überwand. In ihrem wie in dem Buch Henriette von Schirachs spielt deshalb auch der Gedanke der Schuld eine Rolle, und es wird zu fragen sein, welche Haltung hier eher ein dauerhaftes Interesse begründen kann.

Weit mehr Zeugnisse – sieht man von den frühen Rechtfertigungs-Schriften diverser Nazi-Größen ab – gibt es aber aus dem Kreis der 'normalen', der unpolitischen Bürger, und so sollen von diesen vier hier einbezogen werden. Als erstes *Das zerbrochene Haus* (1966) des 1919 geborenen Horst Krüger. Dies ist die Schilderung einer kleinbürgerlich geprägten Jugend im Berliner Vorort Eichkamp mit Schulgang bis zum Abi-

tur, Verhaftung wegen zufälligen Kontaktes zum Kommunistischen Widerstand, Beginn eines Studiums und Einberufung zur Wehrmacht, von der Krüger allerdings nur noch flüchtig erzählt. Stoff genug aber jedenfalls, daß es des angehängten Berichtes von einem Besuch beim Frankfurter Auschwitz-Prozeß gar nicht bedurft hätte. Ein aufschlußreicher Parallelfall dazu ist Nicolaus Sombarts *Jugend in Berlin* (1984), Bericht aus einem großbürgerlichen Gelehrten-Haus, dem der Autor, geboren 1923, als Sohn des Soziologen Werner Sombart entstammt. Auch hier der Weg bis zum Abitur und dann die Militärzeit, die kaum mehr behandelt wird – und doch eine gänzlich andere Wahrnehmung, als sie bei Krüger vorliegt. Bei Sombart ist es hauptsächlich der Lebenskreis der Mutter, ihr 'Salon', an den sich die Erinnerung anschließt, aber auch für sich selbst hat oder hätte er genug erlebt.

Das dritte Beispiel sind Margret Boveris *Tage des Überlebens* (1968), die um Erinnerungen ergänzten Tagebuchaufzeichnungen aus dem belagerten und besetzten Berlin des Jahres 1945, wo die Verfasserin, Jahrgang 1900, Journalistin war. Für das Chaos dieser Zeit ein überdauerndes Interesse anzunehmen, fiel schwer, handelte es sich bei Margret Boveri nicht um eine so genaue und unerschrockene Beobachterin. So aber sind diese Aufzeichnungen auch ein menschlich besonderes Zeugnis und sollen deshalb hier einbezogen werden. Und schließlich wird noch auf Wendelgard von Stadens *Nacht über dem Tal* (1979) eingegangen, die Jugendgeschichte einer Gutsherrentochter aus dem Stuttgarter Raum, Jahrgang 1925, die erlebt, wie in der Nachbarschaft des Hofes ihrer Eltern ein Konzentrationslager errichtet wird. – Dies also sind die Texte<sup>8</sup>, und es wird zu fragen sein, wie diese von ihrem Erinnerungsgehalt her allemal bemerkenswerten Bücher hinsichtlich der anderen Kategorien zu beurteilen sind.

## 2. Aufrichtigkeit

In traditionellen literaturtheoretischen Konzepten findet sich oft die schlichte Entgegensetzung von einerseits 'Fiktion' und andererseits 'Wahrheit', und man folgert entsprechend, daß alle nicht-fiktionalen Texte strikt auch an der Wahrheit zu messen seien. Das ist jedoch ein Irrtum, und zwar für die Erinnerungsliteratur zunächst schon deshalb, weil sie eine Überprüfung ihres Wahrheitsgehaltes in vielen Fällen gar nicht zuläßt. Wie viele andere Mitteilungen auch läßt sie sich überwiegend nur nach Wahrscheinlichkeitsmaßstäben beurteilen. Aber auch, wo Abweichungen von der Wahrheit erkennbar sind, haben diese keineswegs notwendig eine

Zurückweisung des Textes zur Folge. Irrtümer, Verwechslungen, Gedächtnislücken sind bei jedem Erinnern einzukalkulieren und können, sofern sie nicht zentrale Momente der Aussage betreffen, sowohl als unwesentlich zur Seite gestellt als auch zum Indiz für bestimmte Schwächen oder Vorlieben werden. Anders als der Historiker, der ein solches Werk als Quelle wohl verwerfen müßte (und in der Tat spielen Lebenserinnerungen in dieser Hinsicht keine große Rolle), will der Leser aus ihm ja keine datengenaue Ereigniskette rekonstruieren, sondern eine bestimmte Lebenserfahrung nachvollziehen, und dies wird durch gelegentliche Ungenauigkeiten nicht behindert.

Was hingegen uneingeschränkt zu verlangen ist, ist Aufrichtigkeit, also der zu erkennende Vorsatz, das Erfahrene so zutreffend wie möglich zur Sprache zu bringen. Wird gegen diese Erwartung verstoßen, reagiert man empfindlich, ja schon eine einzige erkannte Unaufrichtigkeit kann einem einen ganzen Text verdächtig machen. Denn warum sollte man jemandem zuhören wollen, von dem man annehmen muß, daß er einen absichtlich täuscht? Andererseits kommt dies dann aber doch so oft nicht vor. In einer Selbstbiographie sich zu verstellen sei schwer, heißt es schon bei Schopenhauer. Wer sein Leben aufzeichne, habe sich "freiwillig hingezett: der Geist der Lüge faßt ihn hier nicht so leicht: denn es liegt in jedem Menschen auch eine Neigung zur Wahrheit, [...] die eben hier eine ungemein starke Stellung angenommen hat."<sup>9</sup>

Das besagt allerdings nicht, daß man mit den Urteilen und Selbsteinschätzungen der Verfasser in jedem Falle einig sein muß. Im Gegenteil, je genauer und konsequenter die Darstellung einem bestimmten Selbstverständnis folgt, desto eher kann sie auch einseitig werden und zum Widerspruch herausfordern. Das muß die Wertschätzung eines Buches aber nicht verringern. An Ruth Klügers *Weiter leben* z.B. fällt auf, daß die Verfasserin einen grundsätzlichen Vorbehalt gegen 'die Männer' hat, und in einem nachträglichen Interview hat sie auch erklärt, sich mit Krieg und KZ bewußt als einer "Männerangelegenheit" auseinandergesetzt zu haben.<sup>10</sup> Das geht so weit, daß sie an den Verbrechen des Dritten Reiches allein die Männer für schuldig erklärt; die Frauen hätten Hitler nur zugejubelt, und das sei kein Verbrechen. Ein äußerst fragwürdiger Standpunkt natürlich, wenn man sich erinnert, daß Hitler durch allgemeine Wahlen an die Macht gekommen ist und die Frauen unter seinen Wählern wahrscheinlich sogar in der Mehrheit waren. Doch Ruth Klügers Aversion in dieser Beziehung sitzt so tief, daß man an eine solche Belehrung gar nicht denkt. Sie unterstellt auch, daß Männer von Frauen Geschriebenes nicht läsen und spricht deshalb nur die 'Leserinnen' ihres Buches an, behauptet,



Frauen und Kinder hätten unter der Nazi-Verfolgung mehr als die Männer zu leiden gehabt, und nennt es überhaupt ein reines Vorurteil, daß die Männer in den westlichen Gesellschaften die Frauen beschützten. Was aber schließt man aus all dem? Sichtbar wird daraus nur (zumal es auch ausgesprochen wird), welche tiefe Wunde die Flucht ihres Vaters 1940 aus Wien ihr geschlagen hat, eine Trennung von der Mutter, dem Bruder und ihr, über die sie nicht hinweggekommen ist. Zwar weiß sie, daß diese ihm gar nichts genützt hat (er wurde 1944 aus Frankreich nach Auschwitz deportiert), aber die kindliche Sicht war und sie setzt sich fort, daß er sie ganz persönlich damit im Stich gelassen hat. So liest man ihre hilflosen Vorwürfe gegen 'die Männer' stets nur als die immer wieder neu formulierte Frage an den Vater: Wie konntest du mir das antun? Auch das Scheitern ihrer beiden Ehen hat ersichtlich mit diesem Vatertrauma zu tun, und so ist dieses Buch auch gerade kein 'feministisches', wie mitunter gemeint wurde, sondern Ausdruck vielmehr des Wunsches nach dem verlässlichen, dem 'starken' Mann.

Dasselbe Trauma, wenn auch nicht ganz so transparent und aufrichtig bekannt, spricht aus Inge Deutschkrons *Ich trug den gelben Stern*. Auch ihr Vater, Gymnasiallehrer in Berlin, hat die Familie verlassen, ging 1939 nach England, nur hatte er an dieser Familie dann so wenig Interesse mehr, daß es nach dem Krieg besonderer Anstrengungen bedurfte, ihn dort wieder aufzufinden. Von dieser Enttäuschung spricht Inge Deutschkron allerdings nicht, auch nicht von den zu ahnenden Spannungen im Verhältnis zu ihrer Mutter, und so wirkt sie auf uns auf eine sonderbare Weise gefühllos. Natürlich versteht man, daß ihr Buch hauptsächlich den Lebensverhältnissen der in Berlin untergetauchten Juden gelten sollte, aber das ersichtliche Zur-Seite-Schieben alles Privaten ist – bei einer nun einmal vorliegenden individuellen Sicht – für den Gesamteindruck fatal. Nicht einmal aus der Art ihres Verhältnisses zu einem bestimmten älteren Freund wird man schlau, und was überhaupt die Situation dieser jungen Frauen angeht, die ohne den Schutz ihnen fremder Männer verloren gewesen wären, landet sie bei puren Beschönigungen. Von ihrer 29jährigen Freundin Alice, die wie sie selbst illegal in der Blindenwerkstatt von Otto Weidt arbeitet, schreibt sie allen Ernstes, sie habe sich den 60jährigen verheirateten Weidt 'erobert', fällt hinsichtlich ihr selbst anheimgestellter Eroberungen dieser Art aber prude aus allen Wolken. Derlei Widersprüche machen deutlich, daß hier bewußt etwas ausgeblendet wird, und darauf reagiert man allemal verstimmt.

Übermäßige Diskretion – und sei es zum Zweck objektiverer Zeiterfassung – ist für Lebenserinnerungen überhaupt ein Problem und ist es zu-

mal, wenn nicht alles täuscht, für die Erinnerungen von Frauen. Dabei sollen die Konventionen, die ihnen hier fraglos immer noch engere Grenzen ziehen als allgemein den Männern, gar nicht beschönigt werden. Es ist nur so, daß es das Ergebnis beschädigt, und in unserem Falle mehr noch als das der Erinnerungen von Inge Deutschkron das von Melita Maschmanns *Fazit*. Hier macht es sich die Verfasserin nachgerade zum Prinzip, ausschließlich von ihrer politisch-ideologischen Entwicklung und Verblendung zu sprechen, doch da man diese kaum anders denn als die Folge einer großen menschlichen Enttäuschung verstehen kann, erscheint sie einem im Wegsehen von dieser Ursache nahezu blind. Hinsichtlich des gewählten Ausschnitts sind ihre Erinnerungen fraglos von der größtmöglichen Aufrichtigkeit, aber da ein wesentlicher Teil ihrer Lebensproblematik dabei ausgespart wird, bleibt diese Aufrichtigkeit auskunftlos.

Unproblematisch ist ein solches Absehen von sich selbst nur dort, wo entweder das erzählte Geschehen die Person nicht in ihrem Zentrum trifft oder uns jemand schon an und für sich weitgehend außenorientiert erscheint. Das eine gilt für Wendelgard von Staden *Nacht über dem Tal*, das andere für Margret Boveris *Tage des Überlebens*. Wendelgard von Staden erlebt und schildert den Fall des in der Nachbarschaft ihres Elternhauses errichteten Konzentrationslagers im wesentlichen als Begleiterin ihrer Mutter, und wo sie selbst am Schluß mit ihrer Neigung zu einem entlassenen Häftling in das Geschehen eintritt, empfindet man die Knappheit ihrer Bekenntnisse im Verhältnis zu dem Gewicht der anderen Mitteilungen nicht als verkehrt. Bei Margret Boveri hingegen scheint die nüchterne Außenorientierung so sehr ein Zug ihres Wesens zu sein, daß man die Mitteilung irgendwelcher darüber hinausgehender 'privater' Erlebnisse gar nicht vermißt, sondern schlicht davon ausgeht, daß sie keine hat.

Weit näher kommen einem allerdings Menschen, die sich von dem Erlebten auch unmittelbar berührt zeigen, so wie es in hohem Maße in Henriette von Schirachs *Der Preis der Herrlichkeit* der Fall ist. Zorn, Enttäuschung, Ratlosigkeit, Trauer – all dies kommt in diesen Erinnerungen zusammen, und man wird sich bewußt, daß niemand größere Nachsicht bei uns findet, als wer mit Leidenschaft spricht. Zweifellos enthält dieses Buch eine ganze Anzahl schiefer und uneinsichtiger Urteile, über das Verhalten der Sieger, die Schuldlosigkeit der Frauen (hier spricht sie genauso wie Ruth Klüger), die politische Rolle ihres Mannes usw., aber da man in allem das starke Temperament der Verfasserin spürt, versteht man sie richtig selbst dort, wo sie sich widerspricht. Das gilt auch noch für die umstrittenste Szene des Buches, ihre Erinnerung an einen Besuch auf

Hitlers 'Berghof' im Frühjahr 1944, wo sie gewagt hat, diesen auf die Deportation der Juden anzusprechen. Man hat hin und her argumentiert, daß es so, wie sie schreibt, nicht gewesen sein kann, aber *daß* da etwas war, ist unbestritten, und so erscheinen die Einzelheiten gar nicht so wichtig. Daß sie dem 'großen Herrn Hitler', ihrem Gönner von kleinauf, in diesem Punkt vielleicht auch nur eine Frage gestellt hat, während alle anderen in seiner Umgebung – auch in diesem Moment – feige schwiegen, ist einem in diesem Fall Auskunft über ihre Person genug.

Subjektive Aufrichtigkeit muß man auch Nicolaus Sombarts *Jugend in Berlin* bescheinigen, wenn schon es einem hier nahezu unmöglich gemacht wird, durch das Mitgeteilte hindurch der Wahrheit noch habhaft zu werden. Sombart schildert den großbürgerlichen Lebenszuschnitt seines Elternhauses und sich selbst darin in so unkritischer Bewunderung, daß man nur von Narzißmus sprechen kann – und wie ließe sich einem solchen Autor glauben? Er selbst allerdings glaubt sich zweifellos jedes Wort, hat seine Jugend wirklich so in Erinnerung, und so kann man nur bedauern, daß nicht auch, wie von ihm selbst gewünscht, seine Schwester mit zu Wort gekommen ist, für die die ganze 'Besonderheit' dieses Elternhauses offenbar eher die Hölle war. Und in der Tat, so aufschlußreich das Überleben einer derart affektierten Salon-Kultur inmitten von Hitlers Berlin sozialgeschichtlich ist – man begreift ohne weiteres, wie sich ein junger Mensch angeekelt davon zurückziehen konnte und wie sich selbst der Nationalsozialismus daneben als etwas erfrischend Zukünftiges darbot.

Gedanken dieser Art legen auch Horst Krügers Erinnerungen *Das zerbrochene Haus* nahe, nur daß hier nicht die großbürgerliche, sondern die kleinbürgerliche Welt Berlins in den Blick kommt. Und anders auch als Sombart schildert Krüger diese Welt nicht mit Andacht, sondern mit Abscheu. Allerdings zieht er die Dinge dabei derart ins Negative, daß man an eine ernsthafte Erinnerungsabsicht nicht mehr glauben kann. Fünfzehn Jahre lang sei ein Tag wie der andere verlaufen, sein Vater immer mit derselben S-Bahn nach Hause gekommen, die Mutter immer auf dieselbe Weise herzleidend gewesen, und irgendwo in der fernen Innenstadt Berlins habe das Dritte Reich seinen schwer verständlichen Verlauf genommen. Und wenn es noch so wäre, daß der Autor sich in dieses karikaturistisch überzeichnete Kleinbürgermilieu einschleuse – man könnte vielleicht auch daraus die richtigen Schlüsse ziehen. Doch sich selbst nimmt er aus, sieht sich ausschließlich als Opfer, und so kann auch von Aufrichtigkeit nicht mehr die Rede sein. Der ganze Erzählgestus dieser Erinnerungen wirkt, als habe Krüger von 1945 an bis zur Erzählgegenwart von 1965 im Koma gelegen, so daß er angesichts einer Jugend nur aus allen

Wolken fallen kann. Natürlich versteht man, daß dies ein Mittel zur Gewinnung atmosphärischer Dichte ist, aber es bedeutet auch, daß jede Auseinandersetzung mit der eigenen Entwicklung damals und später entfällt. Krüger selbst hat dies, d.h. seine Nichtanwesenheit in diesen Erinnerungen, nachträglich auch eingeräumt<sup>11</sup>, nur verbessert dies nichts, da dies nun einmal dem Typus nach ein Erlebnisbericht ist und man folglich konstatieren muß, daß der Autor die wahrheitsgemäße Darlegung seines Erlebens zugunsten einer typisierten Mileudarstellung unterlassen hat.

### 3. Ausdruckskraft

Aller Erlebnisreichtum und alle Aufrichtigkeit nützen freilich nichts, wenn nicht auch eine hinreichende Ausdruckskraft hinzukommt. Worin sie besteht, ist trotz unseres vielfältigen sprachlich-literarischen Wissens allerdings noch immer kaum definierbar, halbwegs sicher zu sagen hier eigentlich nur, was *nicht* gut ist. Doch zählen die Lebenserinnerungen von Unbekannten in dieser Hinsicht allemal zu den besseren Produkten, nur von Prominenten – Politikern, Schauspielern, Sportlern usw. – wird mehr und mehr auch das farbloseste Zeug noch gedruckt. Gleichwohl gibt es auch hier Unterschiede, und von ihnen und zumal einigen ausgesprochenen Untugenden soll im weiteren die Rede sein.

Das problematischste Werk in erzählerischer Hinsicht sind die soeben charakterisierten Erinnerungen *Das zerbrochene Haus* von Horst Krüger. Der Zug zum 'Gestylten', um es einmal so zu sagen, der sich schon an der Situationsbehandlung gezeigt hat, setzt sich in seiner Sprache geradlinig fort, bzw. es ist wohl umgekehrt zunächst diese Sprache dagewesen und die entsprechend pointierte Behandlung der Situationen ihr gefolgt. Es ist eine melancholisch-bittere, an Wolfgang Koeppen geschulte Sprache, die alles so gleichmäßig fatalistisch einfärbt, daß auch die positiven Erfahrungen von vornherein ein Hauch von Vergänglichkeit umweht. Wer so schreibt, steht immer schon über dem oder jenseits des Geschilderten, und so atmosphärisch dicht der daraus resultierende Eindruck auch ist – für Lebenserinnerungen ist diese Tonlage ein Mißgriff. So kann man sein Leben einfach nicht erfahren haben, man hätte nicht überlebt, und wer trotzdem noch da ist, tut kund, daß er nicht die Wahrheit sagt. Daß wir dergleichen in Romanform akzeptieren, widerlegt diese Schlußfolgerung nicht. Dort ist es der Blick eines anonymen Beobachters auf das Leben von *anderen*, und da ist eine solche melancholisch-sarkastische Gesamtschau immer möglich. Einem Ich jedoch glaubt man diese Haltung nur

höchstens für einen Moment (den die Fiktion auch einmal strecken kann), auf ein ganzes Leben bezogen wirkt sie künstlich. Daß Krüger mit seinem Buch mehr als die anderen auch literarische Lorbeeren geerntet hat, beweist nur, daß man ihm als Person darin keine Bedeutung beigegeben hat, und wo dies eintritt, liegt die Wahrnehmung eines Textes als *Selbstzeugnis* nicht mehr vor.

Könnten Krügers Erinnerungen so aber immerhin als Milieu-Beschreibung überdauern, so ist dies von Inge Deutschkrons *Ich trug den gelben Stern* nicht zu erwarten. Auch hier tritt zwar die subjektive Erlebnisschicht teilweise hinter einen romanhaften Erzählgestus zurück, aber es sind nur ziemlich dürftige Kolportage-Elemente, die dabei zum Einsatz kommen. Ihr Bericht ist von vielen kleinen 'dramatischen' Szenen durchzogen, die den Text spannend machen sollen, jedoch die fehlende innere Spannung nirgendwo ersetzen können. Da wird Mal um Mal 'heiser geflüstert', und 'angstvoll gefragt', da werden 'verzweifelt Hände gerungen' und 'entsetzt Blicke getauscht', da wartet man gar verstört auf den 'Klang eines gewöhnlichen Halbschuhs' oder lauscht nervös 'in die mit Marmor getäfelte Eingangshalle hinaus' (wie im Illustriertenroman: 'Er sah flüchtig auf seine mattgold schimmernde Armbanduhr') – doch was die Verfasserin mit ihrem Freund verband oder welche Auseinandersetzungen sie mit ihrer Mutter hatte oder wie das Wiedersehen mit dem Vater verlief, erfährt man nicht. So wirken diese Erinnerungen bei aller Bemühtheit um das Schicksal der in Berlin untergetauchten Juden im ganzen flach: der romanhafte Zug hat nicht mehr als Trivialliteratur-Niveau, und der persönlich-bekennende ist so unterentwickelt, daß man am Schicksal der Schreiberin kein nachhaltiges Interesse hat. Einzig als historischer Bericht vermag der Text deshalb vielleicht zu überdauern, ist hierin aber durch anderes Material beliebig ersetzbar.

Weit weniger stilisiert, aber noch immer einem bestimmten Erzähltyp verpflichtet erscheinen die Erinnerungen von Sombart. Sie sind auf den Ton gediegener Epik gestimmt, mit vornehm raunenden Sätzen, die den Leser im Stil eines 'Ja, so war es!' und 'Ja, ich war dabei!' in eine Welt von gleichsam märchenhafter Andersartigkeit entführen. Nur wird leider immer wieder einmal offenbar, daß der mitgeteilte Inhalt diesem Stil nicht entspricht, und er entlarvt sich als Manier. Das beginnt damit, daß Sombart die banalsten Dinge in Fremdwörtern oder auf Französisch ausdrückt, nur damit ja nicht der Eindruck aufkomme, irgend etwas an dieser Vergangenheit sei gewöhnlich gewesen. Es setzt sich fort in großspurigen Verallgemeinerungen wie solchen, daß keine Sprache so nuancenreich sei wie die englische, nirgendwo Diener selbstverständlicher seien als in Itali-

en, wahrhaft historischen Aufschlußwert nur Indiskretionen hätten usw., und endet in einer schon das Inflationäre streifenden Häufung von Superlativen. Alles, was Sombart erlebt hat, sind Gipfelerlebnisse gewesen: 'Nichts kam dem gleich ...', 'niemals habe ich wieder ...', 'niemand hat mich mehr ...', 'nirgendwo kann man besser ...' usw., und zumal die Menschen, die er kennengelernt hat, sind allemal die charmantesten, gescheitesten, tiefsinnigsten oder auch häßlichsten, skurrilsten und unzuverlässigsten gewesen, die sich vorstellen lassen. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß dieser selbstgefällige Sprachgestus zu seinem Vergangenheitsbild im ganzen nicht paßte – er geht nur eben immer wieder einmal ins Gesuchte, Geschmäckerliche über, und da hört man dann auf, dem Verfasser zu glauben.

Was folgt daraus im allgemeinen? Es folgt, daß jedes Hervortreten einer bestimmten Stilabsicht, jedes Auffälligwerden von Sprache an sich in Lebenserinnerungen von Übel ist. So sehr wir uns daran gewöhnt haben, die gehobene, 'besondere' Sprechweise bis hin zu demonstrativen Vorführen sprachlicher Mittel als ein Kennzeichen von Literatur an sich anzusehen – in Selbstzeugnissen wirkt ein solcher Sprachgestus falsch. Er läßt den Eindruck aufkommen, daß dem Sprechenden die Form wichtiger war als die Sache, und wer so mit seiner Lebensgeschichte umgeht, den nimmt man nicht ernst. Dabei hat dies lange Zeit natürlich auch für das fiktionale Erzählen gegolten und ist nur erst von der jüngsten Entwicklung außer Kraft gesetzt worden. Kleist hat dies in seinem *Brief eines Dichters an einen anderen* musterhaft auf die Formel gebracht, daß die Kunst – und aus seiner Sicht eben noch *alle* Kunst – hinsichtlich ihrer Mittel auf nichts gehen könne, "als sie möglichst verschwinden zu machen". Nur eine mangelhafte Form erinnere andauernd an sich selbst, die echte beweise ihre Qualität gerade darin, daß man sie 'gar nicht bemerke'.<sup>12</sup> Dies bleibt für alles authentische Erzählen unbedingt wahr, und so sind Lebenserinnerungen um so besser, je weniger kunstvoll sie uns erscheinen, je unmittelbarer sie das, was sie sagen wollen, in uns aufrufen.

Das bedeutet allerdings nicht, daß die schlichteste Form auch bereits die überzeugendste ist. Weitgehend 'neutral' erzählen z.B. Boveri und Maschmann, doch wirken ihre Erinnerungen, wo das Interesse an den Begebenheiten mitunter nachläßt, leicht farblos, und eine bestimmte Empfindung, ein 'Geschmack' von diesen Büchern stellt sich nicht ein. Es ist also sehr wohl ein Können für gute Erinnerungsliteratur erforderlich, nur eben eines, bei dem die gewählte Form die individuelle Lebenssicht wie selbstverständlich in sich aufnimmt. Was das heißt, ist besonders an den Büchern von Wendelgard von Staden, Ruth Klüger und Henriette von

Schirach zu sehen, und zwar insofern, als jedes von ihnen sich hierin anders darstellt. Wendelgard von Stadens *Nacht über dem Tal* ist gänzlich auf einen leisen, bescheidenen, gleichsam volksliedhaften Trauertone gestimmt, der aber nie sentimental wird und zu der bedrückenden Erinnerung an das im 'Tale' ihrer Eltern errichtete Konzentrationslager auf das Natürlichste paßt. Daß dieser Ton ihrer Jugenderfahrung vollständig entspricht, wird man zweifellos nicht sagen können – schließlich wird nicht ein einziges heiteres Erlebnis in dem Buch erzählt, so gut wie keimlich darin über etwas gelacht. Und doch teilt sich uns über ihn etwas mit, was nicht nur für diesen Einzelfall, sondern in gewisser Weise für ihre ganze Generation kennzeichnend ist: das Gefühl, durch das Dritte Reich betrogen worden zu sein. Man war behütet, gutwillig, hoffnungsvoll – und sah sich früher oder später mit einer Schuld konfrontiert, die diese ganze Arglosigkeit ins Böse verkehrte. Diesen Verlust von Vertrauen, von Heimat auch, erfaßt diese Sprache ganz genau, und so ist ihre Sparsamkeit wirkliches Können.

Ganz anders die Stillage von Ruth Klügers *Weiter leben*. Zwar schreibt auch sie ein schönes, klares, beglückend einfaches Deutsch, aber es liegt doch ein mehr reflexiver, grüblerischer Tonfall vor, wie er zu ihrem Bestreben, dem Ungeheuerlichen ihrer Kindheitserlebnisse auf den Grund zu kommen, auch einzig paßt. Dabei erfährt man ein um das andere Mal, was für eine erlösende Macht die Sprache hat. Indem genau und unpathetisch gesagt wird, was war, werden die Dinge faßlich und einsehbar, und wo nicht, wird sichtbar (und auch gesagt), daß sie absurd waren. Bei Ruth Klüger nimmt dies Formen an, die mitunter schon etwas Erheiterndes haben, und man kann kaum anders als zu denken, daß sie auch selbst auf diese Weise Abstand zu ihnen gewonnen hat. Dabei unterläuft ihr kein Wort zuviel, sie weiß genau, wo ihre Sätze aufhören müssen, weshalb bei allem Schweren, das den Inhalt dieser Erinnerungen ausmacht, aus ihnen doch auch eine überlegene Gestaltungskraft spricht.

Noch wieder anders stellen sich die Erinnerungen Henriette von Schirachs dar. Sie hat – schon wegen der weit früheren Niederschrift – einen erheblich geringeren Abstand zu ihren Erlebnissen, und entsprechend liest man einen leidenschaftlich bewegten, aber auch plastischen und detailgenauen Text, in dem sich die ausgewählten Momente in großer Farbigkeit vor dem Leser aufbauen. Vor allem aber, wie sie zwischen den Zeitebenen der ersten Nachkriegsjahre (der 'Gegenwart' ihrer Erzählung), den Jahren des Dritten Reiches (ihrer Vergangenheit) und der Zeit der Niederschrift (1956) hin- und hergeht, unterscheidet ihre Erinnerungen von den weitgehend chronologisch erzählten vorgenannten, und dies

keineswegs nur im Sinne eines Unterschieds der Form. Indem sie nämlich die Vergangenheit vorwiegend aus der Zeit des Zusammenbruchs heraus darstellt, ergibt sich eine Art vanitas-Gefühl, in dem jene für sie besseren Jahre wie ein Traum, ein Wahn, ein verrückter Bilderbogen an ihr vorbeiziehen. Man spürt förmlich, wie hier jemand mit seinem Schicksal hadert, nur Frau und Mutter gewesen zu sein – und eine gescheite, tüchtige, hübsche dazu –, und nun als Komplizin einer Verbrecherbande dazustehen, und wie sie das Gefühl einer Mitschuld dennoch nicht verläßt. Erst die Gegenwart von 1956 läßt zuletzt ein tröstliches, versöhnliches Licht auf dieses von starken Kontrasten durchzogene Erinnerungsbild fallen, und – typisch für sie – auch wieder ganz konkret u.a. im Anblick eines Regenbogens, der über der Festung Kufstein steht, wo sie 1945 für kurze Zeit gefangengesetzt worden war. Von allen genannten Autoren ist Henriette von Schirach als Erzählerin fraglos die begabteste, und wäre ihr Name nicht so belastet, ihre Erinnerungen hätten in der Öffentlichkeit wohl längst einen anderen Rang.<sup>13</sup>

#### 4. Persönlichkeit

Es könnte unnötig erscheinen, als viertes Merkmal den drei genannten noch das der Autorpersönlichkeit hinzuzufügen, aber ganz so selbstverständlich, wie es vielleicht aussieht, ergibt es sich aus ihnen noch nicht. Zwar teilt sich natürlich das Persönlichkeitsbild des Autors über Inhalt und Form seiner Erinnerungen mit, aber an bestimmten Elementen von ihnen festmachen oder aus ihnen zwingend ableiten läßt es sich nicht. Die Kategorie des Persönlichkeitsranges ist deshalb der literarischen Urteilsbildung auch nicht fremd, und zwar schon dem Urteil über die fiktionale Literatur nicht, sofern – wie bei Kleist – ein traditioneller Begriff von ihr vorliegt. Schiller hat in seiner Abhandlung *Über Bürgers Gedichte* in diesem Sinne gesagt, daß alles, was der Dichter uns geben könne, seine Individualität sei, weshalb diese es auch "wert sein" müsse, "vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden." Wenn es den Gedichten Bürgers an der letzten Vollendung fehle, so am Ende deshalb, weil sie – "ihm selbst fehlte".<sup>14</sup> Ähnlich hat Fontane über einen seinerzeit bewunderten, heute vergessenen Maler geäußert, das letzte Kriterium der Kunstqualität sei, ob das Künstler-Ich ein 'höchstes Ich' sei, andernfalls sei alle formale Perfektheit umsonst.<sup>15</sup> Und für den Roman erhob er aus Anlaß von Gustav Freytags *Ahnen* die Forderung, es müsse uns dieser nicht nur "eine Welt der Fiktion auf Augenblicke als eine Welt der Wirklichkeit erscheinen"



lassen, sondern uns auch das Gefühl geben, "teils unter lieben und angenehmen, teils unter charakterfesten und interessanten Menschen gelebt zu haben, deren Umgang uns schöne Stunden bereitete, uns förderte, klärte und belehrte".<sup>16</sup>

Daß dies auch für Lebenserinnerungen gilt – und hier eben zumal für die Person des Autors –, erweist sich an niemandem mehr als an Nicolaus Sombart. Obwohl er eine Menge interessanter Erlebnisse mitzuteilen hat, obwohl er dabei auch aufrichtig ist und sich keineswegs weniger gewandt ausdrückt als viele andere, deren Bücher man mit Anteilnahme liest, ist der Gesamteindruck erbärmlich. Daß jemand mit annähernd siebzig Jahren noch so eingebildet und selbstverliebt seiner Jugendjahre gedenkt, daß er sich selbst und die Verhältnisse, in denen er groß geworden ist, so ohne alles Maß überschätzt, wirkt nicht nur unreif, es wirkt peinlich, und man fragt sich ernstlich, was einen bürgerlich etablierten Menschen dazu bringen konnte, seine persönliche Dürftigkeit derart naiv zur Schau zu stellen. Man könnte an Thomas Manns *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* denken, aber abgesehen davon, daß Sombart nicht einen Funken Selbstironie besitzt, liest man den *Krull* auch natürlich nicht als wirkliche Lebensbeschreibung (dann wäre er gleichfalls kaum erträglich), sondern als ein Rollenspiel Thomas Manns, und erst in dieser Form imitierter Memoiren wird er amüsant. Die Fiktion kann nun einmal mit dem Lebensstoff noch spielen, wo es der dem Leben direkt zugewandten Niederschrift nicht mehr erlaubt ist, weshalb Sombarts Erinnerungen auch durch Selbstironie nicht zu retten wären.

Zu Horst Krüger und Inge Deutschkron, die als Personen in ihren Erinnerungen so gut wie nicht vorkommen, braucht lediglich noch einmal gesagt zu werden, daß auch dies ein Defekt ist und deshalb solchen Texten ein dauerhaftes Interesse nicht prophezeit werden kann. Gleichfalls unbefriedigend ist aber auch die durchgängige Demutshaltung von Melita Maschmanns *Fazit*. Man wendet sich innerlich einfach ab oder beeilt sich, es hinter sich zu haben, wenn jemand 250 Seiten lang sein Haupt mit Asche bestreut. Für viele aus dieser Generation, die ähnliches zu bewältigen hatten, ist das Buch ein großes Identifikationserlebnis gewesen, doch für dauerhaft kann man es darum noch nicht halten. Dann schon eher die *Tage des Überlebens* von Margret Boveri. Dies ist nicht nur ein Zeitzeugnis von Rang, sondern auch der Blick auf einen ungewöhnlich starken, man könnte sagen männlichen Charakter, von dem man sich ein noch vollständigeres Bild machen kann, wenn man auch die in ihr früheres Leben zurückgreifenden *Verzweigungen* liest.<sup>17</sup> In den Aufzeichnungen aus ihrer Berliner Zeit kennzeichnet sie nichts besser als die Tatsache, daß sie

für den existentiellen Notfall – bei einem Bombenangriff verschüttet zu werden, aber auch für Gestapo-Haft, Folter usw. – ein Büchsen mit Gift bei sich trägt und erleichtert ist, als sie das grausame Strychnin durch schnellwirkendes Cyankali ersetzen kann. Ihr Lob an den, der es ihr besorgt hat: "Es gibt doch auch noch mutige Männer!" Leserinnen reagieren auf solche Unerschütterlichkeit oft erschreckt, empfinden sie als unweiblich, aber ein imponierendes Beispiel von persönlicher Souveränität bleibt das Buch allemal.

Näher kommen einem allerdings wirklich Menschen, die auch Schwächen eingestehen, sich einmal auch als irrend, abhängig, verletzt zu erkennen geben und die uns zuletzt doch ein Beispiel sind, wie man mit solchen Erfahrungen auch fertigwerden kann. Dies gilt für die vornehm-zurückhaltende Wendelgard von Staden ebenso wie für die bis zur Selbstpreisgabe offene, aber auch tapfere Ruth Klüger, beides Frauen, die ihr existentiell zwar unterschiedliches, seelisch aber verwandtes Leiden am Dritten Reich wirklich in einer Weise zum Ausdruck bringen, daß man es nicht besser als mit Schillers Doppelbegriff von 'Anmut und Würde' bestimmen kann. Und es gilt auch für Henriette von Schirach, die sich nach außen hin zwar oft hart gibt, weil sie erfahren hat, wie gefährlich es sein kann, an irgend etwas sein Herz zu hängen, in deren sensibler Sprache wir aber dennoch einen Menschen von einer großen Liebesfähigkeit erkennen. Aus diesen drei Büchern also erfährt man nicht nur viel, man hat zum Schluß auch den Eindruck, einen sympathischen Bekannten mehr durch sie zu haben – und was ließe sich von einem Erinnerungsbuch Besseres erwarten?

Drei der acht hier behandelten Werke kommen also nicht bloß historisch infrage, sie haben auch literarische Qualität – eine im Vergleich zu der alljährlich produzierten und wieder vergessenen Romanware sicherlich nicht schlechte Bilanz. Daß sie weniger gut ausgefallen wäre, wenn alles einbezogen worden wäre, was zum Thema Drittes Reich zur Wahl stand oder öffentlich noch steht, sei nicht verschwiegen, doch kommt es auf das Bewertungsergebnis selbst, das ohnehin immer nur ein vorläufiges wäre, allein auch nicht an. Notwendig ist vielmehr, zunächst einmal festzuhalten, was auf diesem Gebiet überhaupt existiert. Wer sich heute mit solchen Texten beschäftigen will, hat schon bei deren Auffindung Schwierigkeiten bzw. sieht sich dabei weitgehend auf sich selbst gestellt. Keine Bibliographie, kein Lexikon, kein Bibliotheksregister teilen ihm mit, was hier aus bestimmten Epochen im ganzen vorhanden ist, von näheren Kennzeichnungen dieser Werke gar nicht zu reden. Auch gibt es kaum Monographien zu dieser Literatur (am besten sind noch Autobiographie,

Reisebeschreibung und Brief im 18./19. Jahrhundert erschlossen, die bereits damals reich fließende Memoirenliteratur schon nicht mehr), nichts, was ihre öffentliche Resonanz festhält, und je näher man unserer Zeit kommt und je mehr solcher Zeugnisse es mithin gibt, desto weniger ist zu ihnen bekannt. So läuft man selbst an den besten Werken möglicherweise vorbei oder wird erstaunt gewahr, wie dauerhaft erfolgreich manche von ihnen sind.

Was also ist geboten? Anstatt sich immer noch weiter an irgendwelche Bedeutungsnuancen von Texten zu verlieren, die aus der öffentlichen Wahrnehmung längst herausgewandert sind, sollte sich unser Fach lieber der Erschließung dieser Lebenszeugnis-Literatur zuwenden. Die Zeugnisse zum Dritten Reich, die jetzt ziemlich abgeschlossen vorliegen dürften, sind dabei nur *ein* Bereich, der Blick auf frühere Epochen und Zeiträume müßte sich natürlich anschließen. Romanbibliographien wie die von Luther und Schmitt – *Land und Leute bzw. Beruf und Arbeit in deutscher Erzählung*<sup>18</sup> – hat man schon zur Zeit ihres Erscheinens belächelt, weil damals, in den 50er Jahren, längst niemand mehr zu Romanen griff, um über irgendeine Landschaft, irgendeinen Lebenskreis etwas zu erfahren. Für Lebenszeugnisse hingegen wären solche Bibliographien sinnvoll. Man könnte dann schnell feststellen, aus welchen Schichten, Gruppen, Erfahrungsbereichen Zeugnisse dieser Art aus einer bestimmten Zeit vorliegen und je nach Erkenntnisinteresse von ihnen Gebrauch machen. Nicht nur die Literaturwissenschaft, auch die Geschichtsforschung, die Soziologie, alle Kulturwissenschaften hätten etwas davon – bis hin zum gewöhnlichen Leser, der nur nach einer lohnenden Lektüre sucht.

Natürlich wird dies Arbeit machen, und man wird sich damit leider auch nicht als so gescheit darstellen können, wie wenn man sich ein weiteres Mal mit den Großen der Weltliteratur auf den Duzfuß stellt. Aber eine Literaturwissenschaft, die dieser Weltliteratur inzwischen auch schon die Wörter nachzählt (was diese Atomisierung der Wahrnehmung – *Indices* genannt – soll, möchte man wirklich einmal wissen, bei Gemälden fördern Röntgenaufnahmen wenigstens noch zutage, daß irgendein Maler ein bestimmtes Bild *nicht* gemalt hat), eine solche Wissenschaft hat allen Grund, darüber nachzudenken, ob sie der Gesellschaft nicht doch nützlichere Leistungen schuldet. Es ist schon merkwürdig, daß eine Disziplin, die sich vor zwei Jahrzehnten unter dem Leitgedanken sozialer Verantwortlichkeit so lautstark neu definiert hat, heute die Unverwertbarkeit ihrer Erkenntnisse so gleichmütig hinnimmt, wenn nicht sich ihrer gar als Beweis ihrer Unangepaßtheit rühmt. Die Erweiterung unseres Blickfeldes auf die immer wichtiger werdende Literatur der Lebenszeugnisse könnte

uns wieder etwas näher an jenes Allgemeininteresse heranführen, ohne das alles literarische Wissen nur hohle Gelehrsamkeit ist.

### Anmerkungen

1. Bernd Neumann: *Identität und Rollenzwang. Zur Theorie der Autobiographie*. Frankfurt a.M. 1970.
2. Karin Reschke: *Memoiren eines Kindes*. Berlin 1980.
3. Jürgen Lehmann: *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*. Tübingen 1988.
4. Wolfgang Paulsen: *Das Ich im Spiegel der Sprache. Autobiographisches Schreiben in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Tübingen 1991.
5. So Frank Schirrmacher in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 13.11.1993.
6. Johannes Willms: Die Kritik in der Krise. *Süddeutsche Zeitung* vom 31.12.1993.  
– Vgl. hierzu im vorliegenden Band auch Jörg Drews: Die Toten sind nicht wirklich tot.
7. Eine Sammlung von Erinnerungen, die dies in typischer Weise zeigt, ist die von Hans Joachim Schröder (Hrsg.): *Die gestohlenen Jahre. Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten*. Tübingen 1991.
8. Bibliographisch vollständig lauten die Titel:  
Boveri, Margret: *Tage des Überlebens*. Berlin 1945. München 1968. <sup>4</sup>1985 (vergriffen).  
Deutschkron, Inge: *Ich trug den gelben Stern*. Köln 1978. <sup>4</sup>1983. Seit 1985 auch bei dtv.  
Klüger, Ruth: *Weiter leben. Eine Jugend*. Göttingen 1992 (1994: 80.Tsd.).  
Krüger, Horst: *Das zerbrochene Haus. Eine Jugend in Deutschland*. München 1966. Erweitert Hamburg 1976. Seit 1986 bei dtv, seit 1990 in der Bibliothek Suhrkamp.  
Maschmann, Melita: *Fazit. Mein Weg in der Hitler-Jugend*. Stuttgart 1963. Ab 1979 auch bei dtv (vergriffen).  
Schirach, Henriette von: *Der Preis der Herrlichkeit*. München/Berlin 1956. Erweitert 1975. <sup>8</sup>1989 (vergriffen).  
Sombart, Nicolaus: *Jugend in Berlin 1933-1943*. München 1984 (erweitert 1991, auch als Fischer TB).  
Staden, Wendelgard von: *Nacht über dem Tal*. München 1979. <sup>8</sup>1992.
9. Arthur Schopenhauer: *Die Welt als Wille und Vorstellung*. 3. Buch, § 51 (1844).
10. *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt* vom 11.9.1992.
11. *Horst Krüger – ein Schriftsteller auf Reisen*. Hrsg. v. M. Reich-Ranicki. Hamburg 1989. S. 263.
12. Heinrich von Kleist: *Brief eines Dichters an einen anderen*. 1811.

13. Gleichsam unbemerkt von der Öffentlichkeit hat Henriette von Schirachs *Preis der Herrlichkeit* im Herbig-Verlag seit 1956 aber doch acht Auflagen erlebt, die letzte 1989, die aber auch schon länger wieder vergriffen ist.
14. Friedrich Schiller: *Über Bürgers Gedichte*. 1787.
15. Brief vom 13.2.1882 an Emil Dominik. In: *Theodor Fontane. Briefe in zwei Bänden*. Hrsg. v. G. Erler. München 1981. Bd.2, S. 55f.
16. Theodor Fontane: *Gustav Freytag, Die Ahnen* (1875). In: *Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk*. Hrsg. v. R. Brinkmann. München 1977. Bd. 2, S. 639.
17. Margret Boveri: *Verzweigungen. Eine Autobiographie*. Hrsg. v. Uwe Johnson. München 1977.
18. Franz Anselm Schmitt: *Beruf und Arbeit in deutscher Erzählung*. Stuttgart 1952; Arthur Luther: *Land und Leute in deutscher Erzählung*. Stuttgart 1954.